

I. Die beiden Philosophen Dominik Perler und Markus Wild haben zu der Debatte, ob Tiere über Bewusstsein verfügen und wie, wenn dies der Fall ist, ein derartiges nichtmenschliches Denken strukturiert ist, eine höchst anregende Aufsatzsammlung herausgegeben. (Der Geist der Tiere. Philosophische Texte zu einer aktuellen Diskussion. Frankfurt 2005). Der Band bringt fast ausschließlich Beiträge aus dem angelsächsischen Raum, und zwar von Autoren, die sich bereits in der analytischen Debatte um die Philosophie des Geistes einen Namen gemacht haben, etwa von Norman Malcolm, Stephen P. Stich, Donald Davidson, John Searle, Hans-Johann Glock, Colin Allen, Ruth Millikan, Fred Dretske, Daniel Dennett und noch einigen anderen.

Dem Ganzen ist eine fast siebzig Seiten lange informative Einführung in die Thematik vorangestellt. Darin zählen die beiden Herausgeber zuerst die drei wichtigsten Kriterien für den menschlichen Geist auf: Bewusstsein (im Sinne innerer Erlebnisse wie z.B. von Schmerz oder Hunger), intentionale Zustände (wie etwas wünschen, erwarten, beabsichtigen) und drittens begriffliches und logisches Denken. Über welche dieser Fähigkeiten, so lautet die zentrale Frage, verfügen auch 'höhere' Tiere? Und mit welchen Methoden lässt sich dies feststellen? Schon an dieser Stelle wird klar, dass beide Probleme mit jenen, die bei den Theorien des Geistes auftreten, eng zusammenhängen, ja die Tiere in vielerlei Hinsicht geradezu einen "Testfall" für jene Theorien bilden. Darüber hinaus eröffnet sich ein philosophisches Gebiet, innerhalb dessen wir sowohl mit 'klassischen' Fragen wie der nach der Sonderstellung des Menschen konfrontiert sind als auch mit neuen Rätseln und Fallen, etwa jenen des methodischen Anthropomorphismus oder des Anthropozentrismus.

Im zweiten Abschnitt ihrer Einleitung beschreiben die Herausgeber kurz die historische Entstehung der modernen Tierdebatte. Bereits bei den philosophischen Klassikern finden wir die beiden für die Debatte charakteristischen Gegenpositionen, die erste bei Montaigne, der sich weigert, einem Fuchs, der vorsichtig und geschickt einen gefrorenen Fluss überquert, das Denken abzusprechen, nur weil er sein Tun nicht verbal kommentiert. Dagegen steht die Ansicht Descartes, der Denken strikt mit Sprachfähigkeit verknüpft und daraus die Variabilität der menschlichen Handlungen ableitet. Tiere und Maschinen hingegen seien kausal auf bestimmte Verhaltensmuster festgelegt.

Der dritte Teil beschäftigt sich mit der Entstehung der augenblicklichen Situation. Den entscheidenden Anstoß gab 1984 Donald R. Griffins Buch "Animal Thinking" (dt. "Wie Tiere Denken. Ein Vorstoß ins Bewußtsein der Tiere"). Im Mittelpunkt stand dabei eine kognitivistische Kritik am Behaviorismus, die eine ganze Flut ähnlicher ethologischer Arbeiten, etwa von Dawkins, Hauser oder Masson, auslöste. Forschungen Griffins ("Listening in the dark", 1958) regten auch Thomas Nagel zu seinem berühmten, vieldiskutierten Aufsatz "Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?" an, durch den dieses Thema erstmals die Geist-Diskussion der Analytischen Philosophie beeinflusste. Griffin ging von zwei Phänomenen aus, die seiner Auffassung nach in der klassischen Ethologie nicht befriedigend geklärt werden konnten, nämlich von komplexen neuen Verhaltensweisen, wie sie etwa bei der 'Verstädterung' von Wildtieren zu beobachten sind, und zweitens von neueren Untersuchungen zur Kommunikation zwischen wildlebenden Affen. In diesen wie auch in vielen anderen Fällen, so argumentierte Griffin zu Recht, können wir das Verhalten nur durch die Annahme intentionaler Bewusstseinszustände einigermaßen plausibel erklären. Wie wir

solche subjektiven, dem Forscher in direkter Form unzugänglichen Zustände allerdings im Zweifelsfall verifizieren bzw. wie wir dem dabei drohenden Anthropomorphismus entkommen können, vermochten auch Griffin und seine Anhänger nicht zu sagen. Die Frage etwa, ob und unter welchen Voraussetzungen wir Tieren Ansätze von begrifflichem Denken zugestehen, ist daher einer der zentralen Diskussionspunkte in den Aufsätzen des vorliegenden Sammelbandes.

Im vierten Abschnitt ihrer Einleitung beschäftigen sich die Herausgeber mit zwei weiteren Problemfeldern, die in besonderem Maß den Unterschied zwischen Tier und Mensch charakterisieren: Verfügen die Primaten über ein Wissen vom mentalen Befinden ihrer Artgenossen, können sie also deren Gedanken oder Gefühle erfassen? Und zweitens, verfügen sie über ein sogenanntes episodisches Wissen? So wird ein Wissen darüber bezeichnet, wann bzw. wie bestimmte Erfahrungen gemacht wurden. Diese beiden Fragen sind nicht nur als Indizienlieferanten für die Erkundung des tierischen Bewusstseins interessant, sondern auch aufgrund des Umstands, dass alle Experimente, die diesbezüglich eine klare Antwort bringen sollten, bisher gescheitert sind. Dies zeigt erneut, mit welchen methodischen Schwierigkeiten die sogenannte kognitivistische Ethologie belastet ist.

Auf den letzten Seiten der Einführung weisen Perler und Wild nochmals auf die beiden leitenden Gedanken der folgenden Einzeluntersuchungen hin. Der erste lautet, dass die Frage nach dem Geist der Tiere auch den oft wenig erfolgreichen Untersuchungen des menschlichen Denkens und des menschlichen Bewusstseins auf die Spünge helfen könnte. Wie dies im Einzelnen funktionieren soll, bleibt allerdings angesichts der folgenden kontroversiellen Standpunkte recht dunkel. Die zweite zentrale Überlegung besteht darin, dass nicht nur unsere Alltagserfahrungen, sondern nun auch die Forschungsbemühungen im Bereich der Biologie keinen Zweifel daran lassen, dass Tiere in irgendeiner Form Geist haben, dass sämtliche Disziplinen aber bei dem Versuch der Klärung, von welcher Art dieser Geist ist, vor kaum zu lösenden Rätseln stehen. Was aber kann für Philosophen anziehender sein als dieser Umstand?

II. Im Mittelpunkt von Malcolms Aufsatz "Gedankenlose Tiere" steht ein Beispiel, das in der Folge immer wieder aufgegriffen wird, da es das Kernproblem treffend illustriert und zugleich, betrachtet man die konkurrierenden Interpretationen, die beiden großen Streitparteien der Geist-Debatte kennzeichnen lässt:

Nehmen wir einmal an, unser Hund jagt die Nachbarskatze. Diese rast mit Volldampf auf eine Eiche zu, schwenkt aber im letzten Moment plötzlich ab und verschwindet auf einem nahen Ahorn. Der Hund sieht dieses Manöver nicht und stellt sich, bei der Eiche angekommen, auf die Hinterbeine, kratzt mit den Pfoten am Stamm, als wolle er hochklettern, und bellt aufgeregt zu den Ästen hoch. Wir, die wir die Episode vom Fenster aus beobachten, sagen: 'Er denkt, die Katze sei die Eiche hochgeklettert.' (S. 86)

Malcolm führt in der Folge aus, dass wir dies zu Recht so ausdrücken, dass es aber ein von Descartes verschuldeter Fehlschluss war, man könne ausschließlich in Form von Gedanken, also in typisch menschlicher, nämlich propositionaler Weise denken. In der Tat hat der Hund keinen Gedanken, geht kein Satz durch seinen Kopf, wohl auch nicht die Begriffe von "Katze" oder "Eiche", was uns aber nach Malcolm keineswegs dazu berechtigen würde, ihm alle geistigen Fähigkeiten abzuspochen und ihn letztlich als bloße Maschine aufzufassen.

Der bedeutendste Vertreter der Gegenposition ist im vorliegenden Reader Donald Davidson. Er zitiert die obige Katzenjagd und führt seinen Begriff des Denkens aus (wobei das Verb 'denken' in

der Diskussion häufig als 'Vertreter' für sämtliche intentionalen Akte steht). Denken also setzt Davidson mit dem Formulieren rationaler Gedanken beziehungsweise dem Besitz bewusster "propositionaler Einstellungen" (Überzeugungen, Wünsche, Absichten, Empfindungen) gleich. Und er führt eine Reihe von Kriterien ebenso wie eine Gruppe von Qualitäten an, die solche inneren rationalen Einstellungen kennzeichnen. Die entscheidende Eigenschaft besteht nach Davidson darin, dass solche Einstellungen "nur in einem aufeinander abgestimmten Ensemble auftreten" (S. 118), also ein "Muster" bilden, welches verschiedenste gedankliche Leistungen erlaubt. Dazu zählt er interne Abstimmungen, logische Folgerungen, Umformulierungen, Änderungen der Perspektive oder der Meinung, die Konstruktion allgemeiner Einsichten etc. Davidson weist in einer Anmerkung auf "mindestens zehn Vorträge" hin, die er unter dem Titel "Warum Tiere nicht denken können" gehalten hat. Denn, wie gesagt, nur von Geschöpfen mit einer Sprache, mit allgemeinen Begriffen, die abstraktes Wissen enthalten, könne man behaupten, sie besäßen Gedanken. Stimmt man Davidson zu, was dann nicht schwer ist, wenn man seine kompromisslosen Definitionen der Rationalität akzeptiert, möchte man allerdings wissen, was Tiere denn ansonsten mental zu tun vermögen, anders gesagt, wie man ihre inneren Zustände, an deren Existenz Davidson ja nicht zweifelt, kennzeichnet. Davidson weicht dieser Frage nicht aus, die Leser erhalten eine ganze Liste solcher Vermögen (S. 129f): Sie können "zwischen Farben... und Formen unterscheiden", sie können "lernen", in "einem gewissen Sinne" auch zu "verallgemeinern" etc. Bei jedem Punkt dieser Aufzählung ließe sich allerdings einwenden, ob wir nicht ein ähnlich hartes kriterielles Verfahren anwenden könnten, wie der Autor es beim 'Denken' getan hat, wodurch auch diese Fähigkeiten in Zweifel gezogen werden müssten. Auch bezüglich der methodischen Fragen, wie das Verhalten jenes Hundes denn nun aus seiner Sicht zu erklären ist und wie man die ihm letztlich zugesprochenen mentalen Akte verifizieren könnte, helfen die Überlegungen Davidsons wenig.

Der verblüffendste Umstand der gesamten Debatte, der sich schon nach dieser Konfrontation abzeichnet, betrifft nicht die einzelnen konkreten Überlegungen, die originellen Beispiele oder die methodischen Vorschläge, auf die man im Laufe der Lektüre stößt. Um diesen eigentümlichen, in der Philosophie aber vertrauten Umstand zu benennen, muss man Folgendes vorausschicken: Die insgesamt fünfzehn Aufsätze des Readers sind in vier Abschnitte gegliedert. Die Titel dieser Gruppen lauten: I. Sprache und Überzeugungen, II. Repräsentation und Verhalten, III. Kommunikation und Gedankenlesen, IV. Bewusstsein. Doch die Inhalte der einzelnen zugeordneten Essays sind keineswegs so klar getrennt, wie diese Abschnittstitel es vorgeben. Vielmehr zieht sich jene Unterscheidung, jene Trennlinie, die gleich zu Beginn bei der Konfrontation Malcolm versus Davidson auftritt, durch alle vorgestellten Texte. Der Band teilt sich also nicht in vier Abschnitte, er ist vielmehr von jenen zwei gegensätzlichen Auffassungen bestimmt. Zwar finden sich immer wieder Bemühungen um einem Mittelweg, und dies vor allem deshalb, weil unsere Intuitionen sowohl gegen die Überschätzungen und Vermenschlichungen des tierischen Verhaltens sprechen als auch gegen eine Reduktion, die trotz aller gegenteiligen Beteuerungen beim Mechanismus landet. Doch letztlich kann sich keiner der Autoren dem eigentümlichen, ja rätselhaften Sog der Extreme entziehen. Die Frage, was es mit dieser Polarisierung, die man auch in anderen philosophischen Disziplinen findet, auf sich hat, soll im Zentrum der folgenden kleinen Untersuchung stehen.

Bereits bei Griffin selbst ist diese Tendenz zu einem der Pole, in diesen Fall zu dem des Anthropomorphismus, überdeutlich. Und kurioser-, aber nicht ungewöhnlicherweise finden sich in seinem berühmten Buch zugleich Tendenzen zum plötzlichen Umschlag in die Gegenposition, ja die

beiden Richtungen prallen bei ihm an einigen Stellen in besonders heftiger, entschiedener Form aufeinander.

III. Das erste Zwischenergebnis lautet also: Die Aufsätze des Sammelbandes lassen sich im Wesentlichen in zwei Gruppen, nach zwei Grundpositionen unterteilen, und zwar erstens in jene, die den Menschen über eine präzise fassbare, aber enge Konzeption der Rationalität definieren und dem Tier anschließend jene Art der Ratio, die über Sprache, Logik, Semantik, bewusste Zwecksetzung etc. bestimmt ist, abzuerkennen. Da sie eine andere Art des Denkens nicht formulieren können, neigen ihre Vertreter (neben Davidson noch Stephen P. Stich, Ruth Millikan, Fred Dretske oder Daniel C. Dennett) dazu, den Tieren nur höchst bescheidene geistige Fähigkeiten zuzugestehen, ja sie ihnen manchmal ganz abzusprechen. Der Nachteil dieser "Anthropozentristen" besteht darin, dass es aus ihrer Sicht über nichtrationale Lebewesen letztlich kaum mehr zu sagen gibt, als dass sie offensichtlich nicht über Rationalität verfügen können. Der Vorteil ihrer Konzeption liegt in der Klarheit der Kriterien bzw. der sich darauf stützenden Urteile. Sie präzisieren, ausgehend von der Frage der tierischen Intelligenz, allerdings primär den Begriff der menschlichen Rationalität. Sie wirken, so lässt sich weiters anerkennend vermerken, dadurch immerhin begrenzend, dämpfend auf den Hang zu Schwärmereien und Idyllisierungen der Kognitivisten.

Diese zweite, von Malcolm angeführte Gruppe setzt die Differenz zwischen dem Menschen und seinen animalischen Vorgängern nicht so radikal, sondern geht, den begrifflichen, rationalen Bereich einklammernd, eher von den Ähnlichkeiten und Beziehungen zwischen allen entstehungsgeschichtlich benachbarten Lebewesen aus, auch auf der Ebene des Geistigen. Die Autoren konzentrieren sich dabei vor allem auf das differenzierte Verhalten, auf die erstaunlichen Leistungen der Tiere und schließen davon auf deren mentale Fähigkeiten. Die Gefahren bzw. Probleme dieser Konzeption liegen zuerst in der begrifflichen Unschärfe, d.h. ihre Vertreter können kaum Kriterien oder Kennzeichen des tierischen Bewusstseins benennen – und demzufolge auch keine handfesten Methoden seiner Verifikation. Daraus resultiert der Vorwurf des Anthropomorphismus, der vor allem deshalb berechtigt erscheint, weil diese "Mentalisten" (Glock S. 159) gezwungen sind, die den Tieren unterstellten Bewusstseinsakte ausschließlich mit menschlichen Begriffen zu bezeichnen – andere stehen eben leider nicht zur Verfügung. Ihre Behauptungen stützen sich allerdings nicht nur auf ethologische Beobachtungen, sondern seit alters her auch auf alltägliche Evidenzen im Umgang mit den eigenen vertrauten Haustieren. John Searle sieht dies originellerweise nicht als Schwäche, vielmehr verteidigt er vehement einen solchen unmittelbaren Zugang. Er untermauert seine Ansicht dabei nicht allein mit Argumenten Wittgensteins, sondern verweist vor allem auf seinen Hund namens "Ludwig Wittgenstein Searle". Von diesem weiss er, wie wohl jeder 'Herr', Erstaunliches zu berichten. Dieser zweiten Gruppe (zu der heute auch viele Ethologen gehören) ist trotz aller epistemologischen Schwächen generell zugute zu halten, dass von ihr die ganze Diskussion ausgegangen ist.

Die folgende kleine Recherche sucht also nicht wie üblich nach Argumenten für eine endgültige Entscheidung zwischen den beiden Kontrahenten, sondern will vielmehr dieses Phänomen der Polarisierung selbst ins Auge fassen. Wie oben erwähnt, ist es bereits beim Begründer der kognitivistischen Ethologie, bei Donald R. Griffin, überdeutlich zu finden. In seinem berühmten Buch "Wie Tiere denken" attackiert er entschieden die herkömmliche wissenschaftliche Auffassung, die, wie er meint, durch den verhängnisvollen Einfluss der Behavioristen entstanden sei. Zugleich

weist er darauf hin, dass gerade jene materialistisch bzw. cartesianisch beeinflussten Ethologen es waren, die das Datenmaterial erarbeiteten, das, so Griffin, die neue Sichtweise der höheren Tiere geradezu zwingend nahelege. Denn erst diese Untersuchungen der Verhaltensforscher hätten die hohe Komplexität tierischer Lebensformen und die ihnen innewohnenden innovativen Kräfte deutlich hervortreten lassen.

Griffins 'kognitivistische' Neuinterpretationen des Verhaltens produzieren allerdings die für seine 'Partei' typischen radikalen Vermenschlichungen, und das in geradezu rekordverdächtigem Ausmaß: Da ist von "gedankenreichen Delphinen" (S. 239) oder von "balkünstlerisch veranlagten Bibern" (S. 165) die Rede, von Gnuälbern, die "bis zuletzt hoffen, Hyänen entkommen zu können" (S. 112), oder von fünf Löwinnen, die bei ihrer Treibjagd "in bewusster Weise zusammenarbeiten", um gemeinsam "ihre Chancen zu erhöhen" (S.114).

An all das ist man inzwischen durch die Flut an populärwissenschaftlicher Literatur, die die Ethologen produzieren, gewöhnt und kann manches davon als geübter Tiersympathisant tolerieren. Aber bei Griffin will es kein Ende nehmen und keine Grenze finden. Dass er seine Projektionen nicht durch wissenschaftstheoretische Prinzipien kontrolliert, zeigt sich besonders klar, wenn er selbst den einfachsten Lebewesen sorglos höchste mentale Fähigkeiten zuspricht:

Da treffen nicht nur Stärlingsmännchen, sondern auch "Hummeln bei ihrer Nahrungssuche Entscheidungen" (S. 79 und S. 88), haben sogar Regenwürmer "Prinzipien" oder verfolgen eine "Taktik" (S. 72), können "Ringelwürmer, Mollusken und Gliederfüßler lernen" (S. 218), sind sich selbst Ameisen "einfacher Botschaften bewußt" (S. 216). Und Bienen zeigen natürlich ein besonders "gedankenvolles Verhalten". Sie "betreiben Nachforschungen", "kommunizieren und interpretieren" so gewieft, dass Griffin nicht ausschließt, dass wir bald mit ihnen "einfache Dialoge" führen werden (S. 231). Es gibt im gesamten Bereich der Insekten zwar keine phänomenalen oder empirischen Belege für mentale Zustände, doch auch keine für das Gegenteil, weshalb Griffin es als bloßes "Vorurteil" bezeichnet, wenn wir Insekten jedes "bewusste Denken" absprechen.

Besonders deutlich wird die Struktur von Griffins Fehlschlüssen, wenn er von erfolgreichen Verhaltensweisen ohne weitere Indizien auf kausales Denken schließt. Tiere, so meint er, scheinen offensichtlich

... in "wenn-dann"-Relationen zu denken. "Wenn ich hier grabe, dann werde ich Nahrung finden" oder "Wenn ich in meinen Bau verschwinde, dann kann mir dieser Feind nichts tun". Oder entsprechend im Laboratorium "Wenn ich gegen diesen hellen Fleck picke, dann gibt es Futter". (S. 174)

An solchen Stellen erkennt man, wie verhängnisvoll eng die beiden extremen Interpretationsmöglichkeiten in der Verhaltensforschung beieinanderliegen. Ihre verbindende Gemeinsamkeit besteht in der Vagheit der Indizien bzw. im Überschwang ihrer jeweiligen Interpretationen. Natürlich war es von den Behavioristen falsch, ohne überzeugende Belege auf eine bloße Reiz-Reaktions-Verbindung zu schließen, die Unterstellung, dass Tiere aufgrund der Kenntnis von Naturgesetzen handeln, ist aber nicht weniger unsinnig und unabgestützt. Beide Parteien verweisen gleichermaßen aufs Verhalten und auf die eigenen Dogmen.

Letzten Endes braucht es aufgrund der besagten seltsamen Nähe der Extreme, die es noch näher zu untersuchen gilt, nicht zu überraschen, dass Griffin trotz seiner zahllosen, oft polemisch formulierten Bekenntnisse zum "tierlichen Denken" immer wieder von seiner pointiert kognitivistischen Position unvermittelt in das alte Reiz-Reaktionsschema kippt:

Plötzlich überlegt ein Nachfalter, von dessen denkerischen Qualitäten Griffin gerade noch überzeugt war, nicht mehr lange – vielmehr "löst die Reizung eines Neurons einen Sturzflug in Richtung" eines möglichen Verstecks aus (S.105). Ungeniert wird über die biologische Funktion, die genetische Verankerung oder die evolutive Entwicklung "tierischer Instinkte" reflektiert. Bei der Nahrungssuche lässt dann "etwas im Zentralnervensystem ... die Tiere bestimmte Futterbeschaffungsbewegungen machen." (S. 78) Und mehrmals beklagt Griffin den Umstand, dass die Messung von Gehirnwellen noch nicht so weit vorangetrieben sei, dass man "direkt an tierliche Gedanken herankommen könne" (S. 183).

Solche doppelten Seelen in einer Brust wie die daraus resultierenden Saulus/Paulus-Effekte sind uns auch aus der Philosophie, aber ebenso aus anderen Wissenschaften bekannt. Es geht hier daher wie gesagt nicht darum, Griffin oder der Verhaltensforschung Vorwürfe zu machen, sondern eine Erklärung für dieses eigentümliche Phänomen des radikalen Schwankens zwischen jenen zwei Extrempositionen zu suchen. Dies ist auch deshalb wichtig, weil die besagten Extreme nicht nur ontologischer, sondern auch methodischer und erklärungslogischer Art sind. Sie ziehen sich als Tendenzen zur Reduktion auf physische Vorgänge auf der einen Seite oder zur Hochstilisierung, zur kognitivistisch-idealistischen Überzeichnung auf der anderen durch alle unsere Beschreibungsversuche des Lebendigen. Verschärft wird dieses Polarisierungsphänomen durch den Umstand, dass der intuitive Eindruck allgemein verbreitet ist, dass die Wahrheit zwischen diesen Extrempositionen liege. Ja selbst die entschiedensten "Lingualisten" wie auch "Mentalisten" bekennen sich häufig zu diesem intuitiven Eindruck! (Mit diesen beiden 'Parteinamen' bezeichnet Hans-Johann Glock in seinem ausgezeichneten Aufsatz "Begriffliche Probleme und das Problem des Begrifflichen" (S. 153-187) die Gegner, wobei die anthropozentrischen Lingualisten Denken an Sprachfähigkeit binden und zur reduktionistischen Auffassung der Tiere tendieren, während die Mentalisten zu anthropomorpher Darstellung neigen.)

Warum aber ist niemand imstande, dieser deutlichen allgemeinen Intuition, dass die Wahrheit irgendwo zwischen den Extremen liege, zu folgen, kurz, Tiere so zu beschreiben, wie es unserem unmittelbaren Eindruck entspricht, also jedenfalls nicht als maschinenhafte Wesen oder als seltsame Abarten simpler Menschen?

IV. Im Grunde scheint Glock bereits die gesuchte, wenig überraschende Antwort zu geben: Unsere Beschreibungsanstrengungen der Tiere stützen sich nicht allein auf "empirische Beobachtungen", sondern auch auf Definitionen von Begriffen wie den "des Geistes, des Denkens, des Verhaltens etc." (S. 153) Doch warum fügen sich diese Begriffe nicht, wie Searle argumentiert, unseren alltäglichen Erfahrungen? Warum nehmen wir, werden uns diese Erfahrungen bewusst, nicht einfach adäquatere Neudefinitionen vor? Sind wir, wie es bei den Autoren immer wieder anklingt, geradezu ausweglos in dogmatischen Systemen gefangen, die philosophische Größen wie Descartes kreierten? Doch diesen wird ja seit langem widersprochen, ohne dass bisher der erhoffte Durchbruch zu wahrheitsgemäßerem oder zumindest passender erscheinenden Begriffssystemen erfolgte. Dass Begriffe uns verführen können, ist einleuchtend, ja trivial. Dass sie aber selbst dann imstande sind, uns zu binden, wenn man sie 'durchschaut' hat, erscheint hingegen rätselhaft.

Kurz, es lässt sich angesichts unserer Wahrheitsansprüche der nicht nur verwirrende, sondern geradezu erniedrigende Umstand konstatieren, dass es im fraglichen Bereich einfach nicht gelingt, die entsprechenden Darstellungssysteme, also die passenden Begriffe, die adäquaten Methoden der Erforschung und Beschreibung (etwa fremder phänomenaler Zustände), sowie die angemessene Erklärungslogik zu entwickeln. Deshalb gehen die so einleuchtenden philosophischen

beziehungsweise epistemologischen Kritiken und Appelle der Lingualisten wie der Mentalisten an den jeweiligen Kontrahenten notwendig ins Leere. Die Gegner sind zwar keineswegs uneinsichtig, ja beide werden das Gefühl nicht los, tatsächlich die Tatsachen zu verfehlen, wenn auch in geringerem Maß als der jeweilige Kontrahent. Doch wie sie sie wirklich treffen könnten, bleibt beiden unklar. Also verhalten sie sich ähnlich wie jener Mann, der seinen Schlüsselbund nicht in der dunklen Gasse sucht, wo er ihn verloren hat, sondern unter der Straßenlampe, wo es ausreichend hell ist (Dretske, S. 214). Das heißt, sie bleiben bei ihrem Beschreibungskonzept, obwohl es offensichtlich verfehlt ist.

Um es nochmals zu formulieren: Bei der Betrachtung des tierischen Verhaltens werden wir alle von unserer Intuition aufgefordert, etwas zu tun, wozu wir aufgrund unserer methodischen, sprachlichen und logischen Werkzeuge offenbar beim besten Willen nicht imstande sind. So bleiben wir notgedrungen bei einer der gewählten Extrempositionen. Diese verdeckt nicht nur zeitweise die Ratlosigkeit, sie ermöglicht überdies Beschreibungen, die zumindest von Fall zu Fall nützlich und manchmal nicht ganz unplausibel erscheinen. (Und Ähnliches passiert bei verwandten Dichotomien wie dem Leib-Seele-, dem Determinismus- oder dem Relativismusproblem.)

Der methodische Hintergrund dieses Phänomens wird seit bald hundertfünfzig Jahren in der Debatte um die Erklärungslogiken der Natur- und Geisteswissenschaften diskutiert: Deren letztlich mageres Ergebnis lässt sich für unsere Fragestellung folgendermaßen adaptieren: Die Menschen besitzen die nötigen theoretischen 'Begriffs-Werkzeuge' offenbar nur für genau zwei Bereiche der Wirklichkeit, nämlich

- einerseits für den des rationalen menschlichen Tuns und
- andererseits für den der unbelebten Objekte bzw. dinglichen Ereignisse.

Im ersten Fall eröffnet sich dadurch die Möglichkeit des hermeneutischen Verstehens von bewussten, begründeten Handlungen, Gedanken oder Gefühlen, was etwa in den Geschichtswissenschaften, der Soziologie oder der Ökonomie genützt wird. Aber nicht nur tierische, sondern auch bereits jene menschlichen Handlungen, die keine rationale Struktur haben, drohen aus diesem Bereich herauszufallen.

Im andern Fall bietet das zweite große Begriffssystem die Möglichkeit des exakten Beschreibens, Messens, Wägens, schließlich des deduktiv-nomologischen Erklärens und damit die Etablierung von Gesetzeswissenschaften wie der Physik, der Chemie oder der Geologie. Und es liegt nahe, dieses so effektive, kausalgesetzlich operierende System auch in denjenigen Bereichen des Lebendigen einzusetzen, wo das erste, rational begründende offensichtlich nicht verwendet werden kann.

Aber warum, so könnte man erneut fragen, gibt's – angesichts einer so vielfältigen Wirklichkeit – nur diese zwei? Man könnte doch ein zusätzliches für die Kunst gut gebrauchen und gleich einige weitere für andere, weniger rationale Bereiche wie den Alltag, die Religion etc. Und ein weiteres für die Pflanzen und wenigstens ein paar für das so vielfältig differenzierte Tierreich.

Und warum beginnt es ausgerechnet an einer bestimmten, besonders spannenden Stelle der Biologie so problematisch zu werden, warum scheinen ausgerechnet in dem zugleich so vertrauten Bereich der uns entwicklungsgeschichtlich nahestehenden Lebewesen keine wissenschaftlichen Begriffe zu existieren? Warum schlägt es uns gerade da die Sprache? Oder stehen wir knapp davor, ein adäquates Beschreibungssystem zu finden?

In den letzten Abschnitten dieses Aufsatzes soll gezeigt werden, dass zu einer solchen Hoffnung wenig Anlass besteht. Denn die Probleme beginnen in Wahrheit nicht erst bei den Erklärungsversuchen des Lebens, sondern schon früher; ihre Wurzeln reichen tief in den vermeintlich geordneten, zugänglich erscheinenden Bereich, sie treten nur an einzelnen,

bestimmten Stelle unübersehbar und irritierend hervor. Um diese begrifflichen 'Verhängnisse', die keineswegs einzelnen fehlgeleiteten Philosophen zuzurechnen sind, zu verstehen, ist es nötig, etwas weiter auszuholen.

V. Wittgenstein hat an vielen Stellen seines Spätwerks nicht nur die Grundlagen des Empirismus, sondern zugleich ein Dogma der gesamten neuzeitlichen Philosophie attackierte, nämlich das der Gewissheit bezüglich der eigenen inneren Zustände. In nichts, so sagt dieses bereits bei Descartes formulierte Dogma, bin ich mir sicherer als hinsichtlich der eigenen Empfindungen, Gedanken und Absichten. Wittgenstein kam in zahllosen kleinen Anläufen zum Ergebnis, dass dies falsch sein könnte, und zwar in anderer, elementarer Weise, als Freud dies vermutete. Er setzte diese Einsicht vor allem in seiner Kritik am Konzept einer Privatsprache fort und zeigte dabei, dass die Basis unserer Sprache und unseres Wissens weder in basalen Erfahrungen der Außenwelt noch in introspektiv beobachteten phänomenalen Prozessen liegt, also in selbstbezüglichen Leistungen eines autonomen Subjekts, sondern in den sozialen Prozessen wechselseitiger Beobachtung und Korrektur.

Durch seinen oft verwirrenden Argumentationsweg (oder bloß durch die inadäquate Editionsweise seiner Texte) wurde allerdings nur am Rande deutlich, dass auch das philosophische bzw. epistemologische Konzept der Handlung sich in hohem Maß auf jene phänomenalistische Vorstellung der Introspektion stützt. Zumindest im Normalfall, so lautet hier der entsprechende, höchst plausibel wirkende Standpunkt, sind die Akteure an erster Stelle zuständig für ihre Wünsche, Pläne, Vorsätze, Entschlüsse, Willensakte oder Handlungsgründe. Sie formulieren diese in ihrer Psyche und sind demnach auch die besten Kenner ihres Innern. Alle Handlungskonzepte von Kant bis zu den analytischen Philosophen wie auch das methodische Konzept der Hermeneutik stützen sich demnach auf folgende Grundsätze, die etwa Donald Davidson (1963) oder Georg Henrik von Wright (1971) auf den Punkt brachten:

Eine Handlung erklären heißt nach diesem einleuchtend klingenden Konzept, ihre Gründe nennen. Und diese bestehen einerseits aus den Wünschen (Intentionen, Zielen etc.) des Akteurs und zweitens aus den Überzeugungen, die er hegt, d.h. aus den Vorstellungen (Meinungen, Auffassungen etc.), wie jene Wünsche durch Körperbewegungen zu verwirklichen sind. Von Wright drückt im Wesentlichen die gleiche Idee in Form des von Aristoteles bzw. von Anscombe übernommenen "Praktischen Schlusses" aus.

Als Beispiel wählt Davidson häufig das Anmachen des Lichts durch das Knipsen des Schalters, von Wright etwa das Schießen einer Wildgans durch das Zielen und das Abdrücken eines Gewehrs. Der Unterschied zwischen diesen beiden Autoren besteht darin, dass Davidson meint, Gründe würden die Handlung kausal herbeiführen, während von Wright dies für begrifflich widersprüchlich hält, da Intention und Ergebnis der Handlung logisch verbunden sind. Doch hier kommt es nur auf ihre Übereinstimmung bezüglich der Struktur der Handlung bzw. ihrer Erklärung an, also auf das sogenannte Wunsch-Überzeugungsmodell des Handlungsgrundes, ein Modell, das methodisch zumindest so schwer wirkt wie jene Frage der Determination.

Diese "Standardauffassung" (Davidson), bei der Handlungsgründe prinzipiell durch eine Kombination aus *Wünschen* und *Überzeugungen* des Akteurs "rationalisiert" werden, impliziert einen einheitlichen inneren Aufbau der Handlung, eine bestimmte, feste Handlungsstruktur, welche nicht nur von den Analytikern als die universell gültige Form angenommen wird.

Exemplarisch sind etwa auch die entsprechenden Ausführungen des Erlanger Konstruktivisten Peter Janich (1997). Janich operiert mit einem besonders verbreiteten begrifflichen Instrumentarium, das aber gedanklich mit dem von Davidson übereinstimmt:

Es entspricht unserem alltäglichen Sprachgebrauch und Vorverständnis, dass Handlungen auf Zwecke gerichtet sind. Man liest, grüßt, bereitet ein Essen, entzündet ein Streichholz usw. fast immer 'um zu ...', d.h. wegen irgendeines erwünschten Sachverhaltes...

Leider teilt uns Janich weder mit, wozu er liest oder grüßt, denn dann würde sich herausstellen, dass ihm die Begründungen für sein Tun schnell ausgehen würden, noch sagt er uns etwas über jene wenigen Handlungen, die diesbezüglich selbst seiner Meinung nach eine Ausnahme bilden. Er definiert vielmehr weiter:

Wir wollen im Folgenden unter 'Zweck' einen Sachverhalt verstehen, der vom Handelnden erwünscht oder angestrebt wird, und dessentwegen er die Handlung ausführt, weil er überzeugt ist, mit dieser Handlung den erwünschten Sachverhalt herbeiführen zu können.

Unsere offenbar grundsätzlich mittelhaften Handlungen erreichen also dadurch ihren Zweck, "dass sie Geschehnisse in Gang setzen, Geschehnisse, die zu dem Erwünschten führen." Zwecke werden in folgender Weise definiert bzw. "rationalisiert":

Zwecke streben Sachverhalte an. Sachverhalte müssen – per terminologischer Festlegung – immer durch eine Aussage dargestellt werden können." Und zuletzt: "Handlungen können gelingen und mißlingen – das unterscheidet sie von bloßen Verhaltensweisen, Ereignissen etc. Eine Handlung heiße mißlingen, wenn sie ihren Zweck verfehlt, und gelungen, wenn sie ihren Zweck erreicht. (1997, S. 33f)

Kurz, Handlungen haben sowohl bei Davidson wie bei v. Wright oder Janich eine einheitliche, idealtypische Grundstruktur: Es sind intentionale, auf ein bewusstes Ziel (Ergebnis) gerichtete Eingriffe in Kausalketten. Die gesamten Kausalverhältnisse der Welt werden in den empirischen Wissenschaften in systematischer Form dargestellt und stehen als nötiges Wissen für solche Handlungen zur Verfügung. Alle Bestandstücke, sowohl Zieldefinition wie empirisches Wissen, Planung, Entschluss, Mittelwahl und schließlich die Konstatierung von Erfolg oder Misserfolg haben überdies eine sprachliche, propositionale Form.

Die definitorisch festgelegten Bedingungen Janichs strukturieren nicht nur die Handlung allein, sondern auch die Methode ihrer Erklärung sowie eine ganze Reihe angrenzender Begriffe, Vorstellungen und Konzepte, etwa das Subjekt und seine Stellung in der Welt oder das Wissen über diese Welt, welches durch die genannten Bestimmungen auf ein kausales bzw. funktionales Eingriffswissen eingeschränkt wird. Aus all dem resultiert wiederum eine spezifische Form der Verantwortung, der moralischen Regel usf.

Hält man sich die genannten Bestandstücke dieser "Standardversion" (Stoutland) samt ihrer Konsequenzen vor Augen, so beginnt sich langsam der Hintergrund der Fragen nach dem herrschenden dualen Methodenkonzept aufzuhellen.

VI. Im Grunde findet man ähnliche Definitionen bzw. 'Aufbauten' einer universellen Handlungsstruktur aus Absicht, theoretisch-kausalen oder alltäglichen Überzeugungen, dinglichen

Mitteln, der Basishandlung sowie dem Ergebnis und den Folgen bereits bei den philosophischen Klassikern seit Descartes.

Ähnlich einheitlich ist auch die sich darauf stützende sogenannte hermeneutische Methode des intentionalen Verstehens bzw. Erklärens von Handlungen. In sämtlichen Wissenschaften vom Menschen komme es demzufolge für den Forscher stets darauf an, die hinter einer Handlung stehenden subjektiven Wünsche, Bedürfnisse, Entscheidungen, Annahmen etc. des Akteurs einführend aufzuspüren oder in irgendeiner anderen Weise zu erschließen. Eines der prominentesten Beispiele hierfür, das in allem jenen Beispielen von Davidson oder von Wright gleicht, formulierte Theodore Abel in seinem Aufsatz "The Operation Called Verstehen" (1953):

An einem bestimmten Tag setzt eine Kältewelle ... ein. Ich beobachte meinen Nachbarn, wie er vom Schreibtisch aufsteht, zur Holzablage geht, eine Axt nimmt, Holz spaltet, dieses dann ins Haus trägt und auf die Feuerstelle legt. Nachdem er das Feuer angemacht hat, setzt er sich wieder hin und arbeitet weiter. (Wimmer 1978, S. 20).

Das zentrale methodische Problem hierbei erscheint die Verifikation der inneren, psychischen Zustände und Absichten des Handelnden. Wie können Beobachter, die ja prinzipiell keinen Zugang zur Ersten-Person-Perspektive der Akteure haben, überhaupt wissen, was diese denken und beabsichtigen? Das wesentlichste Hilfsmittel zur Aufdeckung der verborgenen Gedanken, das schon Hobbes als Ausgangspunkt unseres sozialwissenschaftlichen Wissens ansah, ist die introspektiv erworbene Kenntnis der eigenen Gefühle, Bedürfnisse und Vorstellungen. Auch alles psychologische Wissen stützt sich letztlich auf solche Introspektionen, die nach der von Wittgenstein kritisierten Standardauffassung bereits unsere elementaren Begriffe über seelische Zustände fundieren.

Es ist klar, dass dieses Methodenkonzept trotz aller Bemühungen auf wackligen Beinen steht: Fasst man, wie gefordert, die Absicht als fest umrissenen Gedanken, dann ist die Möglichkeit nie auszuschließen, dass der Akteur seine Beobachter getäuscht hat oder sich sogar selbst über seine wirklichen, aber unbewussten Absichten im Unklaren war. Besonders der letzte Umstand macht nicht nur Abel das größte Kopfzerbrechen.

Diese offenkundigen Mängel könnten sich, wie etwa Searle wiederholt betont, nur durch einen Blick auf die neuronalen Vorgänge im Gehirn lösen lassen, der, so meint er, irgendwann einmal möglich sein wird. Argumente für diesen Glauben bleibt Searle allerdings signifikanterweise schuldig (und ebenso dafür, wie sich eine gesetzmäßige Zuordnung von diesem Innern und neuronalen Vorgängen erreichen lässt, wenn die inneren Zustände prinzipiell nicht intersubjektiv feststellbar sind).

Wie auch immer – bis dahin jedenfalls könne man, so die verbreitete Ansicht, sowohl die normalen wie auch die vielen rätselhaften Aktionen der Menschen in Politik, Ökonomie, Psychologie oder Geschichte nur in der oben beschriebenen Weise wirklich verstehen, also indem man die Absichten und Vorstellungen der Akteure durch die Verknüpfung von Selbst- und Fremderfahrung irgendwie zu erraten versucht. Ein beträchtlicher Unsicherheitsfaktor ist bei diesem Methodenkonzept, wie schon Dilthey gesteht, allerdings nicht zu vermeiden.

Genau durch dieses Konzept aber, so lautete bereits eine zentrale Kritik Karl-Otto Apels (1977, S. 20) an Dilthey und seinen Nachfolgern, seien alle Gesellschaftswissenschaften in eine verhängnisvolle Abhängigkeit von einer kognitivistischen Psychologie gekommen oder – im Falle des Versagens dieser zweifelhaften Methode – in die Nähe einer positivistischen, reduktionistischen Einheitswissenschaft – wie an Searles These zu sehen ist.

Im Bereich der Tiere bzw. der Ethologie allerdings ist die eine wie die andere Methode der Absichtsanalyse definitiv unbrauchbar, wie etwa Nagel in seinem berühmten Fledermaus-Aufsatz argumentierte. Der Umstand, dass wir tatsächlich nicht wissen, was Fledermäuse wünschen oder beabsichtigen, geschweige denn, welche Vorstellungen sie hegen, verdeckt genauso wie alle verwandten Methodenprobleme allerdings den tiefer liegenden Umstand, dass wir uns in sämtlichen Wissenszweigen, die auf Lebendes bezogen sind, auf jenes oben skizzierte, höchst problematische Handlungskonzept stützen und dann eben nur jene beiden Möglichkeit haben: ihnen ein entsprechendes Inneres entweder ganz abzusprechen oder es ihnen in dieser artikulierten Form ungläubigerweise doch zuzugestehen.

Die naheliegende Lösung lautet, dass die Universalisierung des rationalistischen Handlungskonzepts einfach unzutreffend ist. Und dafür gibt es zahllose Anzeichen. Bereits Janich gesteht ein, dass sein ausführliches Schema für viele Fälle ungeeignet ist, also unter anderem nicht fürs "Musizieren oder für ähnliche Mußbehandlungen" passt. Und obzwar wie gesagt die gesamte Moderne von Descartes und Kant bis hin zur Hermeneutik, zur Analytischen Philosophie oder zum Konstruktivismus an der Entwicklung der Standardversion beteiligt war, also hinsichtlich des grundlegenden Charakters des zweckrationalen Schemas übereinstimmt, hat es doch zugleich immer auch kritische Einwände gegeben, wurde nach Alternativvorschlägen zur Kennzeichnung und Erklärung anderer Handlungstypen gesucht. Nicht weniger alt und verbreitet als dieses Handlungskonzept ist also die Kritik daran.

Sie äußerte sich bei den Klassikern vor allem in der Begrenzung des betreffenden Schemas innerhalb ihrer Systementwürfe, die mit dem Zweifel an seiner universellen Gültigkeit verbunden war. Außerhalb dieser Begrenzung der Standardversion aufs Instrumentelle, Nutzenhafte suchte man zuerst nach der Logik moralischer und ästhetischer Handlungen, später nach den Logiken des Spiels, der Liebe, des Dialogs, der zeremoniellen oder symbolischen Gebräuche. Einige dieser Tätigkeitsbereiche, etwa das Streben nach philosophischem Wissen, wurden bereits in der Antike aufgrund der Freiheit vom unmittelbaren Nutzen hervorgehoben und gewürdigt. Eine ähnlich klare und einheitliche Struktur wie bei den instrumentellen Handlungen vermochte man jedoch in allen aufgezählten Fällen nicht zu formulieren.

In der analytischen Handlungstheorie und der analytischen Methodendiskussion findet man ebenfalls im Anschluss an die präzise begriffliche Reformulierung des Standardmodells eine zuerst zögernde Kritik, die sich anfangs ausschließlich gegen Dantos Konzept der "Basishandlung" wendete. Bei diesem Konzept ist wieder einmal behauptet worden, im Mittelpunkt allen menschlichen Tuns stehe eine kalkulierte Körperbewegung, um ein erwünschtes Ergebnis zu erzielen.

Bei der ausführlichen Diskussion dieser Idee der "Basishandlung" wie auch beim gesamten darauf erbauten Erklärungskonzept traten allerdings eine lange Reihe von Schwierigkeiten auf. Anette Baier (1977) argumentierte, dass man eine Vielzahl von Tätigkeiten anführen kann, bei denen es schwer fällt, die jeweilige Basishandlung zu benennen, ja wo man Mühe hat, überhaupt einen jener angeblich essentiellen Handlungsbestandteile wie Planung, kausales Wissen oder dingliche Mittel zu finden. Dazu gehören etwa das Tanzen einer Tarantella, das Binden eines Schuhbands, das Winken eines Kindes, Schnurspringen oder bloßes Lächeln. Es ist offenbar nicht schwer, diese Liste noch lange fortzusetzen.

VII. Dennoch kam die analytische Diskussion über diesen Punkt nicht recht hinaus. Es wurde trotz der überzeugenden Gegenbeispiele weiterhin an der Standardversion festgehalten. Und dieses Beharren ist nicht nur in der analytischen Philosophie zu beobachten, auch in der Soziologie, der Ökonomie, der Psychologie oder in den Geschichtswissenschaften – überall steht jener von Davidson, v. Wright und Janich beschriebene zweckrationale Handlungstyp und die damit verbundene "teleologische" oder "intentionale" Erklärung im Vordergrund.

Frederick Stoutland zeigt in seiner überzeugenden Kritik an Davidsons Überzeugung/Wunsch-Modell (Vgl. Stoutlands Beitrag in dieser Ausgabe des e-Journals, erstveröffentlicht 2002) nicht nur die problematischen begrifflichen Konsequenzen dieser Universalisierung, sondern skizziert erstmals auch Ansätze zu einer Alternative. Er unterscheidet insgesamt vier unterschiedliche Handlungstypen und dementsprechend viele Formen von Gründen bzw. Erklärungen. Man handelt Stoutland zufolge

- in unmittelbarer Reaktion auf einen Sachverhalt
- aufgrund einer Regel, einer Gepflogenheit oder einer Rolle
- aus Zorn, Liebe, Angst, Freude, Hochachtung oder Freundschaft
- aufgrund von Zielen und Plänen (Standardmodell)

Stoutland vertritt nicht nur die Auffassung, dass es ein verhängnisvoller Fehler war, die letzte Form zum "Paradebeispiel" der Handlung bzw. ihrer Erklärung zu machen, also zu unterstellen, man könne jeden anderen Typus letztlich auf das Standardmodell zurückführen. Er kritisiert weiters an Davidsons Modell den Umstand der Psychologisierung der teleologischen Erklärung durch die Ersetzung des Zwecks durch den Begriff des Wunsches und ebenso den der Planung durch innere Überzeugungen.

Vor allem aber betont er die große Bedeutung des ersten Typs, also den der "reaktiven", "normalerweise spontanen" Handlungen. Diese Bedeutung liege erstens darin, dass solche Handlungen "das Gefüge des Alltagslebens" ausmachen. Und sie stellen aus folgendem weiteren Grund den elementaren Typus dar, und zwar "weil die von reaktiven Handlungen an den Tag gelegte Form von Know-how" auch für alle Zweck/Mittel-Handlungen erforderlich ist (S. 3 bzw. S. 159).

Solche "reaktiven Handlungen" spielen also nach Stoutland bei

unseren alltäglichen Tätigkeiten eine bedeutende Rolle. Wir halten wegen eines Stoppschildes an oder weil jemand winkt; wir gehen zur Tür, wenn wir ein Klopfen hören. In solchen Fällen stoßen wir auf einen Sachverhalt, auf den wir unmittelbar reagieren, im typischen Fall ohne innezuhalten, um die Situation zu deuten oder um uns zu überlegen, was wir tun sollen. Auch wenn eine derartige Handlung spontan ausgeführt wird, ist sie absichtlich, nicht erzwungen, normalerweise angebracht und wird aus einem Grund vollzogen. (S. 5 bzw. S. 162)

Dieser Grund ist die konkrete Situation selbst: "Der Grund, aus dem Ilse auf der Straße anhielt, war, dass ihr jemand zuwinkte; der Grund, aus dem Peter zur Türe ging, war, dass jemand angeklopft hatte." (ebd.)

Diese hier nur kurz angerissenen Analysen, die Stoutland für den Typus der reaktiven Handlung gelangen, haben, stellt man sie in einen größeren Zusammenhang, die gleiche Richtung wie die oben angedeutete Kritik der Klassiker an der instrumentellen Handlung oder die analytische Kritik an Danto. Und diese Liste der Zweifel wie der positiven Ansätze ließe sich noch verlängern, etwa durch den Hinweis auf die Versuche Gilbert Ryles, die cartesische Trennung von Körper und Geist aufzuheben, durch weitere auf Peter Winch mit seiner Betonung des regelgeleiteten Tuns oder auf

Rosalind Hursthouse, die wiederum in Bezug auf emotionale Handlungen zu ganz ähnlichen Ergebnissen kam wie Stoutland. Ich denke, dass man zeigen könnte, dass alle diese um eine Alternative ringenden Ansätze ihren Ursprung in Wittgensteins Kritik am neuzeitlichen Geist-Begriff bzw. dem damit verbundenen Standardmodell der Handlung haben.

Doch diese und andere Bemühungen in der analytischen Philosophie änderten wie gesagt bisher wenig an der Dominanz des herkömmlichen Modells. Was sind, so lautet daher die nächste Frage, die Gründe für diese eigentümlich stabile Dogmatik?

VIII. Die oben bereits in Punkt II erwähnte Gegenüberstellung von "Gedanken" und "denken" durch Norman Malcolm führt auf die Spur des Ursprungs dieser 'Standardmodell-Dogmatik'. Sein Beispiel des Hundes, von dem man sagt, er denke, die Katze sitze auf der Eiche, zeigt nämlich, dass wir im Alltag höheren Tieren zwar das Denken zugestehen, zu Recht aber keine Gedanken in propositionaler Form. Die philosophische wie die ethologische Verwirrung entsteht nach Malcolm durch die cartesische Annahme, "Gedanken zu haben", also in sprachlicher, satzhafter Form zu überlegen, sei

ein Prototyp oder Paradigma von Denken ... Man glaubt, andere Verwendungen von "denk" seien von diesem Prototyp abgeleitet oder verhielten sich parasitär zu ihm. Wenn sich diese Verwendungen irgendwie auf den Prototyp beziehen oder sich ihm annähern, sind sie verständlich, sonst nicht. Ich glaube, dass diese Idee falsch ist. Nichts verdient es für *das* Paradigma oder *den* Prototyp des Denkens gehalten zu werden. (S. 88f)

Die gleiche Typisierung durch Universalisierung des Standardmodells hat Stoutland bei der Handlung festgestellt und auch der Ursprung, der Beweggrund, sie vorzunehmen, ist, wie man leicht sehen kann, der gleiche:

In allen Fällen der Typisierung erreicht man sowohl eine definatorische wie eine systematische Einheitlichkeit, d.h. man braucht sich nicht mit einer Vielzahl schwer abzugrenzender Formen herumzuschlagen und jeweils eigene Beschreibungs- und Erklärungsweisen zu entwickeln. Man findet dann auch mit einer einzigen, einheitlichen Funktionstheorie das Auslangen (in genau dieser einen Art referiert ein Wort auf die Welt, auf diese allgemein gültige Weise ist ein Satz aufgebaut, genau so sieht die universelle Struktur eines Naturgesetzes aus etc.)

Zu klären bleibt nun noch, warum ausgerechnet die zweckrationale Handlung zum Idealtypus geworden ist. Auch die Gründe für diese Wahl liegen nahe:

- Zum Ersten ist sie die effizienteste Form, der Inbegriff des instrumentell Erfolgreichen. Mit Klavierspielen, Schnurspringen, Spaziergehen oder Lächeln ist, so lautet das Verdikt der Moderne, nicht viel auf der Welt zu bewegen. Es sind dies eher angenehme Formen des Nichtstuns als des Tuns, eher "Spiel und Spaß" als Arbeit. All jene vom Prototyp abweichenden Formen bedürfen daher, falls sie sich nicht sowieso auf ihn zurückführen lassen, gar nicht der ernsthaften Erwähnung und Analyse.

- Der zweite Grund zur Universalisierung des zweckrationalen Typs besteht darin, dass es nicht nur die effektivste, sondern auch die artikulierteste, ausdifferenzierteste Handlungsform ist, die existiert. Bereits die Systemtheorie Talcott Parsons hat gezeigt, dass die meisten ihrer Abschnitte zu realen sozialen Systemen geworden sind, zu den Bereichen der Forschung (Wissensherstellung),

der Planung, der Entscheidungsfindung, des Realisierungs-Managements oder der technischen Hilfsmittel.

- Unter anderem durch diese 'Materialisierung' der Handlungsteile in Gestalt sozialer Systeme entwickelte sich auch die differenzierte propositionale Form der einzelnen Sub-Abschnitte immer weiter. Durch die Verbindung von sprachlichem Ausdruck und logischer Strukturierung wiederum lässt sich nicht nur der detaillierte Aufbau bzw. Ablauf einer Handlung angeben, in der alle zugehörigen Akte des Bewusstseins und des Körpers ihren präzisen Ort zu haben scheinen, sondern man kann nun auch den Zusammenhang der einzelnen Teile argumentativ begründen bzw. verstehen. Der Übergang von einem zum nächsten, vom ungeheuer ausdifferenzierten theoretischen Wissen zur Planung bzw. zur Absicht, von dort zum Mittel und zur Basishandlung erscheint so zumindest im Idealfall im Lichte reinster Rationalität, vollkommener Durchschaubarkeit und Nachvollziehbarkeit.

Durch diesen 'getakteten', schrittweisen und argumenthaften Aufbau der Handlung ergibt sich also die Möglichkeit wie die Plausibilität einer teleologischen Erklärungsweise, die in einigen Punkten eine enge Verwandtschaft mit der kausalen aufweist. Es ist daher keineswegs willkürlich oder zufällig, dass der sogenannte Praktische Schluss ähnlich konstruiert ist wie das Hempel-Oppenheim-Schema der deduktiv-nomologischen Erklärung. Zwar fehlt der Hermeneutik das Naturgesetz, doch dafür besteht zwischen den Teilen einer rationalen Handlung ein strikter funktioneller Zusammenhang, der einen kaum weniger starken Erklärungseffekt erzeugt.

Das hat zur Folge: Geht man etwa in der Ökonomie davon aus, dass dieser standardisierte rationale Handlungstypus am Markt der vorherrschende ist, dann werden die ökonomischen Prozesse mit einem Schlag einsichtig, darstellbar, kalkulierbar, verbesserbar etc. Dies alles allerdings nur scheinbar, denn in Wahrheit gibt es hier – wie überall – eine lange Reihe unterschiedlichster Handlungsformen, wodurch die universalisierende Reduktion auf eine einzige zum notwendigen Versagen der darauf gestützten 'monointentionalen' Theorien führt.

IX. Dennoch würde das Dogma der rationalen Struktur aller Handlungen angesichts der vielfältigen Realität schnell in sich zusammenbrechen, wären nicht im Laufe der Zeit verschiedenste Strategien entstanden, die These der Universalität des Standardmodells zu verteidigen. Einige von diesen Hilfskonstrukten will ich im Folgenden ohne Anspruch auf Vollständigkeit kurz skizzieren, um abschließend bestimmte typische Konfigurationen von Verhaltensbeschreibungen bei Tieren analysieren zu können, vor allem aber um einen Ausweg aus der Polarisierungsfalle zu finden.

- Die erste, allgemeinste Verteidigung der These, jede Handlung oder jeder Akt des Denkens sei rational bzw. propositional strukturiert, besteht nach Stoutland darin zu behaupten, dass selbst in der knappsten, unmittelbarsten Form irgendwie ideell das elaborierte Standardmodell stecke. Demnach wäre die alltägliche Handlungserklärung wie "Paul öffnete das Fenster um zu lüften" in Wahrheit eine "elliptische Formulierung", in der die folgende vollständige Form enthalten sei: "Paul habe das Fenster geöffnet, weil er frische Luft haben wollte und glaubte, das Öffnen des Fensters werde ihm Luft verschaffen." (Stoutland S. 2 bzw. S. 159)

Dies führt in der Folge dazu, komplexes Verhalten bei Tieren durch das Unterstellen ausführlicher Als-ob-Gedanken oder Als-ob-Intentionen zu erklären. So verhält sich etwa Malcolms Hund Towser so "als ob er den Gedanken hätte: 'Die verwirrte Katze ist diesen Baum hochgeklettert.'" (S.88) Dabei verschwimmt oft die Unterscheidung zwischen bloßen Als-ob-Gedanken und wirklichen

Gedanken – wie dies ja etwa bei Griffin zu sehen war –, und zwar deshalb, weil niemand weiß, woraus denn solche 'Als-ob-Gedanken' bestehen könnten, wenn sie sich nicht aus Worten zusammensetzen.

Bereits Malcolm weist auf den höchst bedeutsamen, aber zumeist unbemerkten Umstand hin, dass wir in vielen Situationen auch beim Menschen sagen, jemand merke oder denke oder erkenne etwas, z.B. eine entgegenkommende Person als den Nachbarn, ohne dass dabei im Stillen der Gedanke formuliert zu werden braucht: "Das ist mein Nachbar" (S. 89).

Die Frage, in welcher Weise diese apropositionalen Gedanken existieren, wird einfach deshalb nicht näher untersucht, weil man nicht weiß, wie dies geschehen sollte. Wir verfügen generell, also weder beim Menschen noch beim Tier, über ein Konzept des Denkens jenseits des sprachlich artikulierten Gedankens. Ein erstes Ergebnis dieser kleinen Untersuchung lautet also: Der Unterschied zwischen Mensch und Tier erscheint deshalb so gavierend, weil wir auch bei den reaktiven Handlungen des Menschen diesem propositionale Gedanken, Intentionen etc. unterstellen. Dies ist zwar streng betrachtet ein Fehler, der aber deshalb, weil Menschen prinzipiell die Fähigkeit zu ausformulierten Gedanken haben, als tolerierbar angesehen wird. Tiere, so unterstellen wir einmal, sind bei reaktiven Handlungen in einer durchaus ähnlichen 'Verfassung' wie wir, die entsprechende propositionale Beschreibung ihres 'Geisteszustands' akzeptieren wir manchmal, dann aber wieder weisen wir sie entschieden zurück. Weder in der Akzeptanz noch in der Zurückweisung liegt das Unrecht beziehungsweise der Irrtum, sondern in den jeweils falschen Gründen dafür. Kurz, wir müssten einsehen, dass es bei bestimmten Verhaltensweisen bei Mensch und Tier nur eine 'façon de parler' ist, wenn wir von ausdrücklichen Gedanken reden.

Dies gilt samt Konsequenzen auch bei intentionalen Akten:

Der Hund glaubt, sein Herr sei an der Tür. Aber kann er auch glauben, sein Herr werde übermorgen kommen? – Und *was* kann er nun nicht? – Wie mache denn ich's? – Was soll ich darauf antworten?" (Wittgenstein, PhU, i)

Die letzten beiden Fragen könnte man auch folgendermaßen ausdrücken: Auf welche Weise vollbringen wir Menschen eigentlich in unserem Geist etwas so Kompliziertes wie 'Auf-Übermorgen-Hoffen'?

Und Wittgensteins Antwort lautet: weder durch die Formulierung des Als-ob-Gedankens noch durch das herstellende Durchlaufen innerer, seelischer Zustände also durch eine verstehbare Kombination von Wünschen und Überzeugungen. Und das Verstehen stellt keine Rekonstruktion solcher innerer Zustandsketten dar oder setzt diese voraus.

Die Bedingung für derartige Fähigkeiten wie etwas Nicht-Unmittelbares erhoffen oder glauben ist vielmehr eine komplexe Lebensform als Summe von sozialen Spielen und Sprachspielen. Und ihr Verstehen wird daher durch die Beschreibung von typischen (Verhaltens-) "Mustern", welche "im Lebens-Teppich in verschiedenen Variationen wiederkehren", ermöglicht. Der Umstand, dass im Leben des Hundes bestimmte Verhaltensmuster, darunter etwa Sprachspiele, nicht vorkommen, bringt es demnach mit sich, dass es sinnlos ist zu behaupten, er glaube, übermorgen werde sein Herr kommen. Sein Verhalten, und zwar nicht allein das an der Türe, erlaubt aber zu Recht die Wendung, er glaube es jetzt. Die Untersuchung phänomenaler Zustände oder neuronaler Prozesse hingegen kann dies prinzipiell nicht leisten. (Warum allerdings etwa Searles diesbezüglichen Hoffnungen unbegründet sind, soll hier nicht untersucht werden, es würde zu weit im Bereich des Determinismus-Problems bzw. der Frage nach dem Wesen physischer Zustände liegen.)

- Die zweite große Strategie zur Absicherung des Dogmas vom universell gültigen Konzept des Zweckrationalen bzw. Propositionalen besteht darin, sämtliche Bewusstseinsakte, die sich nicht auffinden lassen bzw. deren Behauptung ungläubwürdig klingt, in ein (fiktives) Unbewusstes zu verlegen. Ich habe mich an anderer Stelle (siehe Nr. 1/2005 dieser Zeitschrift) mit der Struktur dieser besonders Freud zugeschriebenen, von ihm in sein Verdrängungskonzept eingegliederte Rationalisierungsform befasst. Es soll daher nur ein Beispiel gebracht werden, wo dieser verführerische Begriff in einem alltäglichen Kontext gebraucht wird:

Nehmen wir etwa an, ein Freund und ich seien in ein anregendes Gespräch vertieft. Wir wollen gerade mit seinem Auto wegfahren. Während er das Gespräch weiterführt, kramt er in seiner Hosentasche nach dem Autoschlüssel. Im Wissen, dass der Schlüssel im Handschuhfach ist, sage ich mir: "Er denkt, der Schlüssel ist in seiner Hosentasche." Ich impliziere damit nicht, dass er (dies) zu sich selbst sagt... (Malcolm S. 88).

Die heute übliche Variante lautet, dass der Gedanke durchaus in propositionaler Form existiere, aber nicht als bewusster, sondern vielmehr als unbewusster Gedanke, gewissermaßen im Hintergrund des bewussten Gesprächs.

Malcolm will hingegen zeigen, dass wir nicht nur bei einem Hund den Begriff 'denken' verwenden, um ein ganz bestimmtes Verhalten zu beschreiben, sondern "auf dieselbe Weise in Bezug auf *Menschen*". In dieser Variante existiert der Gedanke nicht in einem separierten, schwer zugänglichen Fach meines Bewusstseins, sondern – ja wie soll man es nur ausdrücken? Das Verhalten ist jedenfalls keine bloße Körperbewegung, hinter der ein Satz steht, ein propositionaler "Befehl an sich selbst" (Wittgenstein), den man anschließend ausführt. Vielmehr sind die Bewegungen der Hand gewissermaßen vom Geist des Suchens durchdrungen, was sie erst zu dieser bestimmten Such-Handlung macht.

Und hierbei verhält es sich, so Wittgenstein und Malcolm, bei Menschen und Tieren durchaus ähnlich. Der Unterschied besteht, wie oben argumentiert, darin, dass die Lebensform des Menschen komplexer ist, unter anderem weil zu ihr das Sprachliche gehört. Doch dieses Sprachliche spielt weder bei jener Schlüsselsuche noch in sonstigen alltäglichen Kontexten jene feste Rolle des 'Auslösers', die die "Lingualisten" ihm innerhalb des Standardmodells zuweisen.

3. Die für die biologischen Verhaltenswissenschaften bei weitem wichtigste Form der Rationalisierung besteht in der funktionalen Erklärung von Handlungen. Sie gewinnt allerdings auch in den Sozialwissenschaften ständig an Terrain. Im Grunde gehts dabei wie bei jeder teleologischen Erklärung um eine Orientierung auf einen Zweck, allerdings um einen recht eigentümlichen.

Ruth Millikan arbeitet im hier besprochenen Sammelband die begrifflichen Grundlagen des Funktionalismus aus. Sie unterscheidet hierzu zwei "Arten von zweckgerichtetem Verhalten", nämlich "biologische" und "intentionale Zweckausrichtung". Für die letztere, typisch menschliche zählt sie Bedingungen wie Unterscheidungsfähigkeit zwischen Tatsachen und Imperativen, Fähigkeit zur Repräsentation, Kombination und Negation auf, was alles auf sprachliche Kognition hinausläuft. Für Tiere ist die biologische Zweckausrichtung reserviert, die Millikan mit den Funktionen eines Verhaltens gleichsetzt. Solche Funktionen sind alle

vorteilhaften Wirkungen, die dieses Verhalten während der Evolutionsgeschichte der Spezies oft genug gehabt hat, um zu den jetzt vorhandenen Mechanismen in einer Spezies beizutragen, die dieses Verhalten hervorbringen. Grob gesagt: Biologische Funktion ist historischer Überlebenswert. (S. 202)

Es soll hier nicht auf die bekannten Probleme der Verifikation solcher Funktionen eingegangen werden, sondern nur auf die Bedeutung dieses Konzepts für die Beschreibung von Lebewesen. Nach Millikan ist es nämlich prinzipiell unmöglich, ein Verhalten zu erfassen, ohne auf den biologischen Zweck Bezug zu nehmen. Diese Nennung eines Zwecks ist deshalb nötig, weil es ansonsten "eine unendliche Zahl möglicher Beschreibungen gibt, die man für das Verhalten eines Lebewesens zu einem bestimmten Zeitpunkt geben kann." Doch relevant ist eben nur das "wahre Verhalten", das heisst jenes, das mit der biologischen Funktion verknüpft ist. Millikan erläutert dies anhand des Mäuserichs Amos: Er läuft von der drohend aufgerichteten Katze weg, zugleich allerdings "zwischen einem schwarzen Quadrat auf dem Linoleum und einem Tomatenfleck durch, in Richtung Küchenuhr und in Richtung London" (S. 203). Biologisch-evolutiven Wert aber habe allein die Flucht vor der Katze. Nur dann, wenn man dies darwin-geschult erkennt, findet man zur korrekten Beschreibung von Amos' Verhalten.

Das leuchtet zuerst ein, wirft aber dennoch eine Reihe verwirrender Fragen auf. Zwei davon lauten: Ist es wirklich gänzlich unmöglich, ein Verhalten zu beschreiben, wenn die biologischen Funktionen unbekannt sind? Oder ist es wenigstens die optimale Fassung aus einer Reihe möglicher Varianten? Weder noch! Bei dem angeführten Beispiel ist nämlich die neutrale Feststellung, dass Amos einfach über den Küchenboden lief, durchaus korrekt. Allerdings erscheint sie zugegebenermaßen weniger aussagekräftig als die über seine Flucht. Doch es ist einfach, sich eine Geschichte auszudenken, etwa über einen schreckhaften Küchengehilfen, der mit einem Berg von Geschirr die Küche betritt etc., bei der es besonders wichtig ist, dass Amos gerade am Tomatenfleck vorbeiläuft und es so zur plötzlichen Konfrontation mit dem Gehilfen kommt. Wie auch immer – Beschreibungen von tierischem Verhalten hat es zweifellos schon vor der Evolutionstheorie gegeben und wir benötigen solche möglichst indifferenten Formulierung auch heute noch, und zwar zumindest in allen Fällen, wo wir über die biologische Funktion noch keine Klarheit haben oder andere Aspekte wichtiger sind. Millikans These stellt also eine Art epistemologische Miniaturerpressung dar, die bereits vertraut klingt: wenn keine zweckrationale Darstellung möglich ist, dann gilt auch keine andere. Also muss man in irgendeiner Weise Zwecke generieren, was in diesem Fall einfach dadurch geschieht, dass die Betrachter des Verhaltens etwas, das ihnen daran langfristig vorteilhaft erscheint, als das eigentlich Wesentliche behaupten.

Allerdings lässt sich nicht leugnen, dass funktionale Beschreibungen hervorstechen, irgendwie ausgezeichnet sind, das heißt, objektiver, wissenschaftlicher erscheinen als indifferente. Doch das hängt genau wie im humanen Bereich vor allem damit zusammen, dass die rationalistische, propositionale Struktur besonders differenziert und plausibel erscheint – was aber keinesfalls bedeutet, dass sie auch die schlechthin zutreffende ist. Der Ausgangspunkt dieses Aufsatzes war ja das Phänomen, dass wir in Bezug auf tierisches Denken und Verhalten zu zwei unterschiedlichen, extremen Beschreibungsweisen neigen, unsere Intuition aber sagt, dass beide am 'Objekt' vorbeigehen.

Darauf, dass sie das tatsächlich tun, weist unter anderem die enge Tiefen-Verwandtschaft der beiden Extreme hin: Die intentionale Erklärung lässt sich, so war bei Millikan zu sehen, durch eine einfache Behauptung in eine funktionale verwandeln. Und von dieser wissen wir längst, dass sie sich über kybernetische Regelkreise, also in Form von Ketten kausaler Zusammenhänge darstellen lässt. Auch durch Begriffspaare wie Lust/Unlust, Reiz/Reaktion oder Bedürfnis/Bedürfnisbefriedigung werden Erklärungen erzeugt, die je nach 'Beleuchtung' intentional, funktional oder kausal erscheinen können.

Aufgrund dieser Nähe, so lautet ein weiteres Ergebnis dieser Überlegungen, ging der große Methodenstreit zwischen Erklären und Verstehen zu einem guten Teil am Kern der Sache vorbei. Dass beide Sprachspiele viel enger verwandt sind, als die Kontrahenten es darstellen, da sie sich auf die gleichen problematischen Begriffskonstrukte stützen, vor allem auf die kritisierte Standardkonzeption der Handlung und damit zugleich des Denkens, zeigt sich auch am folgenden Beispiel einer funktionalen Erklärung von Daniel C. Dennett (2001). Er beschreibt einen Kuckuck, der in einem fremden Nest aus dem Ei schlüpft und sich daran macht, die anderen Eier rauszuwerfen:

Warum tut er das? Weil die anderen Eier Konkurrenten um die Aufmerksamkeit seiner Ersatzernährer verkörpern. Indem er diese Rivalen beseitigt, sorgt er dafür, dass er selbst möglichst viel Futter ... erhält. Natürlich ist der neugeborene Kuckuck gedankenlos; von den Gründen für seine erbarmungslose Handlung hat er keine Ahnung, aber diese Gründe sind vorhanden ... Wir können sie erkennen, auch wenn der Kuckuck dazu nicht in der Lage ist. Solche Gründe werde ich als 'freischwebend' bezeichnen, weil sie weder in dem Jungtier noch irgendwo anders repräsentiert sind. (S. 66)

Auch in diesem Fall wählt der Betrachter eine ihm nützlich erscheinende Folge und interpretiert sie einfach als *den* Grund. Das ist allerdings ein Missbrauch des Begriffs, denn ein Grund, der in keiner Weise im Akteur, also im Kuckuck, repräsentiert ist, verdient es üblicherweise nicht, so genannt zu werden.

Man erfährt, sieht man von jener vorteilhaften Wirkung ab, ja eigentlich nicht, was man eigentlich wissen will, nämlich, was hier wirklich vorgeht, d.h. mit welcher Handlung wir es aus der Sicht des Kuckucks zu tun haben. Wendet man sich dabei allerdings dem Innern des Kuckucks zu, besteht die alte Gefahr, in fingierte Gedanken hineinzugeraten, wendet man sich davon ab, ist man schnell beim bloßen maschinenhaften Verhalten – wie gehabt.

Es lässt sich jetzt immerhin erklären, wodurch dieser Effekt des Springens zwischen den beiden Extremen entsteht und warum die Intuition, die einen Weg irgendwo in der Mitte sucht, nicht zum Zug kommt. Das diesbezügliche Ergebnis lautet also: Wir missverstehen Tiere, weil wir zuallererst uns selbst fehlinterpretieren, und zwar dergestalt, dass wir eine Gruppe rationalistischer Schemata (des Handelns schlechthin, des Denkens, der intentionalen Zustände, der Emotionen schlechthin etc.) universalisieren, also zu "Prototypen" erklären, und diese in unsere äußerst vielgestaltigen Tätigkeiten, Gefühle etc. hineinprojizieren. Wir tun dies, um ein scheinbar wissenschaftliches, einleuchtendes, differenziertes Bild von etwas zu erhalten, von dem es in Wahrheit kein solches Bild gibt, ja keines, wie Wittgenstein argumentierte, geben kann. Denn dieses Innere ist zwar nicht nichts, aber dennoch "kein Etwas" (PhU, § 304), auch wenn wir es, der Artikulation zuliebe, dazu machen wollen. Wir entstellen dabei an bestimmten Punkten die Wirklichkeit dermaßen, dass wir in kuriose Probleme, Fragen und Widersprüche kommen, ähnlich wie die Täter in Krimis, gerade weil sie besonders raffiniert und geschickt sein wollen. Die verzweifelte Verteidigung solcher eigentlich durch eine instrumentalistisch orientierte Wissenschaft initiiertes Paradoxien hat man lange Zeit Philosophie genannt.

X. Um von dem rationalisierenden Bild des Verhaltens, Vorstellens, Denkens oder Empfindens wegzukommen, ist eine alternative Theorie des Handelns nötig, die in Umrissen bei Wittgenstein und Stoutland sichtbar wurde. Sie lässt sich hier nur in Ansätzen skizzieren:

- Im Zentrum steht dabei weder ein geistiger Akt noch ein kausaler bzw. funktionaler Zusammenhang, sondern erstens die ausführliche Beschreibung der Situation sowie zweitens die Feststellung, dass es für die Akteure nahe lag, in folgender Weise zu handeln.
- Indem man eine Reihe typischer Situationen und das für die Akteure Naheliegende angibt, beschreibt man das jeweils relevante Muster der entsprechenden Lebensform. Das 'Verstehen' bezieht sich hierbei also nicht auf bewusste, unbewusste oder "freischwebende" Zwecke bzw. evolutive Vorteile, sondern auf charakteristische Züge oder Beziehungen im Kontext der übrigen Verhaltensweisen der betreffenden Art.
- Es gibt keine Kausalbeziehung zwischen Situation und Handlung, und dies bedeutet, dass das Naheliegende auch unterbleiben kann, dass einzelne Akteure gleich welcher 'Art' immer wieder auch Überraschendes, Ungewöhnliches tun. Beide Momente, die Situation und die Handlung, sind also als Fakten gleichwertig. Sie folgen aufeinander, aber nicht auseinander, weshalb in jeder Erzählung beides berichtet werden muss, die Situation und die Handlung. Nur dadurch erfährt man, ob das Naheliegende getan wurde oder das Unerwartete – oder beides unterblieb.
- Auf die Frage, in welcher Beziehung nun die jeweiligen Gegebenheiten und das Verhalten stehen, lautet die Antwort: eben in der von Situation und Handlung, und das ist dem herkömmlichen Sinn nach weder eine kontingente noch eine logische noch eine kausale Beziehung. Es gibt dafür keine nähere Beschreibung, keinen Vergleich, keine Erläuterung.
- Vor allem aber gibt es keine empirische Analyse des Naheliegenden. Der Eindruck der Plausibilität, der Funktionalität etc. ist oft nur der Faktizität geschuldet. Dass die Flucht der Maus nahe liegt, scheint allerdings handfeste Ursachen zu haben, die durchaus zu fassen sind. Jene Mäuse, die sich auf die Katze stürzten, so hört man von denen, die nicht dabei waren, hatten ziemlich wenige Nachkommen. Doch vielleicht hat es nur keine versucht – und im Augenblick wächst eine mutigere oder raffiniertere Generation heran. Man kennt, sieht man sich im gesamten Tierreich um, die verblüffendsten Taktiken und Kampfformen. Hier wird selbst der Evolutionist zugeben, dass sie nicht von vornherein festlagen – also tun dies auch nicht die trivialen. Es gibt also auch keine genetischen, sozialen, ökonomischen etc. Determinanten dafür, warum etwas nahe liegt, keine erforschbaren empirischen Hintergründe. Gäbe es solche, dann gäbe es Ursachen des Handelns.
- Erscheint die Beschreibung einer Geschichte, ein historischer oder sozialer Bericht etc. unverständlich, so wird der Erzähler in erster Linie zu einer genaueren Wiedergabe der Situation oder der Handlung aufgefordert. Auf innere Zustände (Gefühle, Intentionen etc.) wird höchstens in Ausnahmesituationen verwiesen, niemals beim Naheliegenden. Und es ist charakteristisch, dass selbst ihre ausführlichste Beschreibung (etwa bei Marcel Proust) in der Regel dadurch erfolgt, dass wiederum auf äußere Situationen verwiesen wird. (Seine Empfindungen hinsichtlich der Schwierigkeiten des Einschlafens werden etwa allein durch eindrucksvolle Vergleiche mit drastischen realen Gegebenheiten verdeutlicht:

Bald Mitternacht. Dies ist der Augenblick, da der Kranke, der verreisen mußte, der in einem unbekanntem Hotel die Nacht verbringt und dort von einem Anfall aufgeweckt wird, sich freut, wenn er unter der Tür einen Lichtstreif entdeckt. Gottlob, der Morgen ist da. (Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. I, S. 10).

Aber, so stellt sich heraus, er ist es nicht! Warum, so könnte man fragen, beschreibt Proust nicht direkt die Enttäuschung? Ist einem die Hotel-Situation unvertraut, so weiß man ja erst nicht, wie sie sich anfühlt. Eine solche direkte phänomenale Beschreibung existiert nicht, sie steht auch beim Menschen noch aus, und nicht zufälligerweise.

- Worüber weder Dennetts funktionale Erklärung noch sein Begriff des freischwebenden Grundes etwas aussagt, ist der unmittelbare Anlass, warum der Kuckuck die Eier aus dem Nest befördert. Angesichts des Sogs der Extreme neigt man für gewöhnlich dazu, es als bloße kausal bewirkte Reaktion zu interpretieren. Doch irritiert daran der Umstand, dass man es in diesem Fall schwerlich zugleich als Handlung ansehen kann. Hält man sich dies vor Augen, so setzt wieder eine argumentative Bewegung in die andere Richtung ein: Nur etwas Geistiges, und sei es noch so schemenhaft, etwas, das einem Gedanken oder einem Gefühl zumindest entfernt ähnelt, vermag uns nähere Informationen zu bringen, womit wir es bei den so zielstrebig erscheinenden Bewegungen eigentlich zu tun haben.

Bietet die Wendung vom Naheliegenden hier eine Lösung? Ist es also die innere Empfindung oder seelische Verfassung des Kuckucks, dass es ihm angesichts fremder Eier nahe liegt, diese aus dem Nest zu werfen – er sie also aufgrund dieses Gefühls rauswirft?

Es wäre seltsam, wenn eine derart allgemeine Wendung (dass es nahe liegt) eine psychologische, auf alle Handlungen zutreffende, idente Erklärung böte. Nein, das kann sie nicht leisten. Sie zeigt vielmehr, dass es in solchen Fällen auf Seelenzustände nicht in der Weise ankommt, wie üblicherweise vermutet. Denn es geht hierbei, wie Wittgenstein argumentierte, nicht um das Gefühl als separierten Zustand, als ein "Etwas" (PhU, §304), das bestimmbarere Wirkungen hervorbringt. Die Rede vom Naheliegenden bezeichnet also keine innere Empfindung, sondern vielmehr die Struktur einer bestimmten Handlungsart. Sie besagt unter anderem, dass dann, wenn etwas als normal, als naheliegend, als angebracht erkennbar ist, das Geistige eben keine feste Rolle bei der Beziehung zwischen Situation und unmittelbarer Handlung hat, keine abgrenzbare, propositionale Form. Innere Zustände sind deshalb auch, wie Wittgenstein immer wieder zeigte, kein Kriterium für solche Handlungen. Um es nochmals allgemein auszudrücken: Für das Verstehen solcher zu einem 'Ethos' gehörenden Verhaltensweisen benötigen wir keine Beschreibung separater innerer Zustände, und zwar weder beim Menschen noch beim Tier, sondern nur die Situation und den 'Normalfall' des Verhaltens.

- Gerade die Formalität, die Inhaltslosigkeit der Rede von Situation und naheliegenderem Tun soll deutlich machen, dass man sich der Verführung durch Begriffe bzw. Beschreibungsschemata entziehen muss, und das nicht nur in der Ethologie, sondern auch in der Psychologie oder in anderen Sozial- und Humanwissenschaften.

Das Hauptergebnis dieser kleinen Untersuchung lautete, dass es bei der alltäglichen Handlung keine Möglichkeit einer detaillierten Auflösung in Einzelbestandteile gibt, etwa in Form einer Darlegung des Ineinandergreifens klar fassbarer geistiger und körperlicher Vorgänge. Und diese

Unbeschreibbarkeit besteht völlig unabhängig davon, ob es um menschliche oder tierische Handlungen geht. Unmittelbares, auf Situationen antwortendes Verhalten ist nicht zerlegbar, es ist eine elementare Tatsache, ein "Urphänomen" (PhU, § 654).

Den Umstand, dass wir eine ganz bestimmte, hoch spezialisierte Form menschlichen Tuns zum universellen Typus ernannt haben, weil wir dadurch den Effekt von rationaler Verständlichkeit oder kausaler Erklärbarkeit zu erzielen meinen, bezahlen wir nicht nur mit unlösbaren Widersprüchen wie dem Leib-Seele-Problem oder der Fehlinterpretation des Menschen. Die allgemeine Folge davon ist, dass wir sämtliche Erscheinungen des Lebens – gleich auf welcher Stufe – missverstehen, indem wir sie in die eine oder andere Extremform kleiden.

Literatur

Perler, D./Wild, M. (Hrsg.): Der Geist der Tiere. Philosophische Texte zu einer aktuellen Diskussion. Suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1741. Ffm 2005. (Die einzelnen Aufsätze werden im obigen Text nur durch die jeweilige Seitenabgabe zitiert)

Apel, K.-O.: Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik. In: Theorie-Diskussion: Hermeneutik und Ideologiekritik. Ffm 1977, S. 7-44.

Baier, A.: Auf der Suche nach Basis-Handlungen, in: Meggle, G. (Hrsg.): Analytische Handlungstheorie, Bd. 1, Handlungsbeschreibungen. Ffm 1977.

Cheney, D.L./Seyfarth, R.M.: Wie Affen die Welt sehen. Das Denken einer anderen Art. München 1994.

Davidson, D.: Handlung und Ereignis. Ffm 1990.

Dawkins, Marian Stamp: Die Entdeckung des tierischen Bewußtseins. Reinbeck 1996.

Dennett, D. C.: Spielarten des Geistes. München 2001.

Griffin, D. R.: Wie Tiere denken. München 1990.

Hauser, M. D.: Wilde Intelligenz. Was Tiere wirklich denken. München 2001.

Hursthouse, R.: Arationale Handlungen, in: Stoecker, R. (Hrsg.): Handlungen und Handlungsgründe. Paderborn 2002.

MacIntyre, A.: Die Anerkennung der Abhängigkeit. Hamburg 2001.

Masson, J. M.: Wenn Tiere weinen. Hamburg 1996.

Janich, P.: Kleine Philosophie der Naturwissenschaft. München 1997.

Nagel, Th.: Wie ist es, eine Fledermaus zu sein? in: Bieri, P. (Hg.): Analytische Philosophie des Geistes. Bodenheim 1993. S. 261-276.

Ryle, Gilbert: Der Begriff des Geistes. Stuttgart 1969.

Searle, John R.: Die Wiederentdeckung des Geistes. Ffm 1996.

v. Wright, G.H.: Erklären und Verstehen. Ffm 1974.

Stoutland, F.: Reaktives Handeln und das Überzeugung/Wunsch-Modell, in: e-Journal Philosophie der Psychologie. Nr. 4/2006. <http://www.jp.philo.at>. Erstveröffentlicht in: Stoecker, R. (Hrsg.): Handlungen und Handlungsgründe. Paderborn 2002.

Wimmer, F.M.: Verstehen, Beschreiben, Erklären. Freiburg 1978.

Winch, P.: Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie. Ffm 1966.

Wittgenstein, Ludwig: Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. Ffm 1984.

Wittgenstein, Ludwig: Phil. Untersuchungen. Ffm 1984.

*